

Raus aufs Land?

Der Ausstieg der Landeslesbenbewegung in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren

Benno Gammerl

Aus der Mühle heraustreten, den Stress des Alltags hinter sich lassen, durchatmen statt hinterher hecheln – diese Vorstellungen prägen das Bild des Aussteigens in der Moderne. Deswegen gehört der entschleunigende Umzug von der hektischen Großstadt aufs gemächliche Land zum klassischen Repertoire von Erzählungen über den Ausstieg.¹ Eine spezifische Variation dieses Themas steht im Zentrum der folgenden Ausführungen: Teile der Lesbenbewegung suchten in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren auf dem Land nach Möglichkeiten eines Neuanfangs jenseits der Mechanismen patriarchaler Herrschaft und kapitalistischer Entfremdung, die als typisch urban erachtet wurden.²

Um die Landeslesbenbewegung historisch einordnen zu können, gilt es jedoch zunächst, das Phänomen des Aussteigens allgemein aus Homosexualitätshistorischer Perspektive zu beleuchten. Auf diese Weise kommt nicht zuletzt die Frage in den Blick, inwiefern ein Ausstieg aus einer nicht-hegemonialen Position heraus überhaupt möglich ist. Der Verdacht, dass es sich bei dem Versuch, alternative Lebensentwürfe zu realisieren, um ein Vorrecht gesellschaftlich privilegierter Gruppen handeln könnte, wird nicht zuletzt durch die vergleichsweise große Zahl weißer und heterosexueller Männer aus der Mittel- und Oberschicht nahegelegt, die im zwanzigsten Jahrhundert ländliche Kommunen gründeten, von Henri Oedenkoven auf dem Monte Verità bis hin zu Otto Mühl auf dem Friedrichshof.³ Müssen sich Akteure also zunächst in den inneren Zirkeln einer gesellschaftlichen ‚Normalität‘bewegen, um von diesem Ort aus überhaupt aussteigen zu können?

An diese Überlegungen anknüpfend, widmet sich der zweite Teil des Beitrags den Landeslesben und der Frage, ob die Angehörigen dieser aufgrund ihrer Femininität und ihres gleichgeschlechtlichen Begehrens doppelt marginalisierten Gruppe überhaupt als Aussteigerinnen in Erscheinung treten konnten. Gleichzeitig gilt es die Dialektik von ‚exit‘ und ‚entry‘ genauer in den Blick zu nehmen. Inwiefern führte der Ausstieg der Landeslesbenbewegung aus urbanen Situationen tatsächlich zu einem Einstieg der Akteurinnen ins Landleben?

¹ Vgl. u.a. Christian Schüle: Der letzte Freigeist, 2008, <http://www.spiegel.de/reise/fernweh/aussteiger-debatte-der-letzte-freigeist-a-527431.html> (letzter Zugriff: 30.06.2017). Eine Reihe zeitgenössischer Bilder des Ausstiegs in diesem Sinn bietet auch Jan Grossarth: Vom Aussteigen und Ankommen. Besuche bei Menschen, die ein einfaches Leben wagen, München 2011. Für eine ansatzweise systematische Annäherung an den Begriff des Aussteigens vgl. Alexander Fischer: Wider das System. Gesellschaftliche Aussteiger bei Genazzino, Kleist und Kafka, MA Abschlussarbeit, University of Waterloo, Ontario 2010, https://uwspace.uwaterloo.ca/bitstream/handle/10012/5318/MA_thesis%20-Alexander%20Fischer.pdf?sequence=1&isAllowed=y (letzter Zugriff: 29.10.2017). Siehe außerdem Alexander Fischer: Existenzielle Spannungsverhältnisse. Überlegungen zum Begriff ‚Aussteiger‘, in: Archiv für Begriffsgeschichte 57/2015, S. 259-275.

² 1979 wurde das „Landeslesben-Projekt Altenbücken“ gegründet, das als eines der ersten in der Bundesrepublik gilt, vgl. Eva Hartard und Christiane Tutschner: Landeslesbenleben – Let’s talk about ... die guten alten Zeiten in Altenbücken, in: Gabriele Dennert, Christiane Leidinger und Franziska Rauchut (Hg.): In Bewegung bleiben. 100 Jahre Politik, Kultur und Geschichte von Lesben, Berlin 2007, S. 208-209, hier S. 208.

³ Ulrike Voswinckel: Freie Liebe und Anarchie. Schwabing — Monte Verità. Entwürfe gegen das etablierte Leben, München 2009. Robert Fleck: Die Mühl-Kommune. Freie Sexualität und Aktionismus – Geschichte eines Experiments, Köln 2003.

Der dritte Abschnitt fragt schließlich danach, ob der Entschluss zum Landleben im Lauf der 1980er Jahre und im Zuge der Diversifizierung schwul-lesbischer Lebensstile immer mehr zu einer Option geriet, für oder gegen die sich die Einzelnen weniger aufgrund politischer und weltanschaulicher Überzeugungen als vielmehr aufgrund individueller Vorlieben entschieden. Wurde das Aussteigen im emphatischen Sinn gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts unter den Bedingungen der neoliberalen Flexibilisierung und der post- oder spätmodernen Begeisterung für Singularität und Vielfältigkeit generell zu einer anachronistischen Unmöglichkeit?⁴

Diesen Fragen geht der Beitrag auf der Grundlage von Oral History Interviews nach, die ich in den Jahren 2008 und 2009 für mein Forschungsprojekt zu Homosexualitäten und Gefühlsleben zwischen Stadt und Land in der Bundesrepublik mit 32 frauenliebenden Frauen und männerliebenden Männern im Alter zwischen 40 und 75 Jahren geführt habe.⁵ Zwei Gesprächspartner_innen begreifen sich explizit als Teil der Landlesbenbewegung: die 1943 geborene Frau Schmidt und die 1947 geborene Frau Fischer, deren biographische Erzählung im Zentrum des zweiten Abschnitts steht. Andere beschreiben sich eher als Beobachterinnen der Bewegung.⁶ Neben den Interviews dienen lesbisch-feministische Zeitschriften der 1970er und 1980er Jahre als Quellen für die folgenden Überlegungen.⁷

1. Muss man oder frau ‚drin‘ sein, um aussteigen zu können? Homosexualitätenhistorische Perspektiven auf den Ausstieg

Gleichgeschlechtlich begehrenden Menschen fällt das Aussteigen im vollumfänglichen Sinn deswegen häufig schwer, weil sie, um im Bild zu bleiben, nie in den Innenraum der gesellschaftlichen Normalität eingestiegen sind – oft wurde ihnen der Zutritt schlichtweg verweigert. Von dieser Warte aus betrachtet sind frauenliebende Frauen und männerliebende Männer keine Aussteiger_innen,

⁴ Vgl. u.a. Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Frankfurt/Main 2017. Zur Vervielfältigung sexueller Identitätspositionen vgl. u.a. Volkmar Sigusch: Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion, Frankfurt/Main 2005.

⁵ Mit jeder Erzählperson habe ich zwei jeweils ungefähr dreistündige Gespräche geführt, wobei auf ein offenes narratives am nächsten Tag ein leitfadengestütztes Interview folgte. Die Verweise auf Zitate aus den Gesprächen im Format ‚Frau Fischer, Int. 1, Seq. 315‘ verorten die Passage im ersten oder zweiten Interview und geben zudem eine Sequenznummer an, wobei mit jedem Sprecher_innenwechsel eine neue Sequenz beginnt und diese durch beide Interviews hindurch fortlaufend gezählt werden. Wie bei qualitativer Forschung üblich, bilden die Erzählpersonen kein repräsentatives Sample im quantitativ-statistischen Sinn. Stattdessen wurde bei der Auswahl der Gesprächspartner_innen auf eine möglichst große Verschiedenheit mit Blick auf Geschlecht, Alter, sozialen Status und Wohnorte geachtet. Die Studie mündete in einer Habilitationsschrift, die im Sommer 2017 beim Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften der Freien Universität Berlin eingereicht wurde.

⁶ Da die Untersuchung dem ländlichen Raum ein spezielles Augenmerk widmet, mussten alle Interviewten zwischen 1960 und 1990 zumindest für eine gewisse Zeit an einem Ort mit weniger als 20.000 Einwohner_innen gelebt haben.

Vgl. Benno Gammerl: Jenseits der Metronormativität? Westdeutsche Lesben und Schwule zwischen Land und Stadt, in: Franz-Werner Kersting und Clemens Zimmermann (Hg.): Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert. Geschichts- und kulturwissenschaftliche Perspektiven, Paderborn 2015, S. 155-175.

⁷ Dazu gehören die ‚Courage‘, welche von 1976 bis 1984 in West-Berlin in einer Auflage von bis zu 70.000 Exemplaren erschien, und der ‚LesbenStich‘, der von 1980 bis 1993 in einer Auflage von ca. 1.000 Exemplaren herauskam.

sondern vielmehr Außenseiter_innen, zumindest bis ins späte 20. Jahrhundert.⁸ Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Figuren besteht darin, dass Aussteiger_innen sich freiwillig zum Schritt ins Abseits entscheiden, während Außenseiter_innen von fremdbestimmter Ausgrenzung betroffen sind.

Diese Unterscheidung ist für eine konzeptionelle Schärfung des Begriffs Aussteigen zentral.⁹ Idealtypische Aussteiger_innen verlassen ohne Zwang eine anerkannte gesellschaftliche Position. Das Aussteigen in diesem Sinn ist mithin ein Privileg von weißen, heterosexuellen, cisgeschlechtlichen und meist männlichen Angehörigen der Mittel- und Oberschichten.¹⁰ Mitglieder stigmatisierter Gruppen gleich welcher Couleur können dagegen in dieser Form nicht aussteigen. Denn ein Ausstieg aus der Marginalisierung wäre ja zumindest der Theorie nach gleichbedeutend mit dem Einstieg in die etablierte Gesellschaft, also mit Integration, einem der Gegenbegriffe zum Ausstieg.

Diesen Weg haben homosexuelle Akteur_innen, die sich ja zumindest mit einem Teil ihres Lebens oder ihrer Person jenseits der Grenzen des allgemein als akzeptabel Erachteten bewegen, immer wieder zu beschreiten versucht. Häufig findet sich in den Interviews, die ich geführt habe, und in den lesbisch-schwulen Zeitschriften, die ich untersucht habe, die Behauptung, dass frauenliebende Frauen und männerliebende Männer gerade aufgrund ihrer sexuellen ‚Devianz‘ darauf angewiesen seien, sich in allen nicht-sexuellen Lebensbereichen umso nachdrücklicher an den allgemein gültigen Regeln zu orientieren. Dahinter steckt oft der letztlich wenig aussteigerische Versuch, durch beruflichen Erfolg das vermeintliche sexuelle Manko auszugleichen.

Eine andere Form des Ausstiegs aus der Marginalisierung, die nicht unbedingt mit Anpassung einhergeht, lässt sich dagegen dort beobachten, wo die Logik der Ausgrenzung selbst von den Rändern her kritisiert wird. Diese Strategie verfolgten die schwulen und lesbisch-feministischen Emanzipationsbewegungen der 1970er und 1980er Jahre. Sie verstanden das Anderssein selbstbewusst als ein positives Distinktionsmerkmal oder als einen wegweisenden Gegenentwurf zur hetero-patriarchalen Gesellschaftsordnung und beschuldigten diejenigen der unmenschlichen Diskriminierung, die an sexistischen und homofeindlichen Strukturen festhielten. Die oft Beschämten drehten mithin den Spieß um und beschämten ihre bisherigen Beschämer_innen.¹¹ Die Umdeutung der bisher meist pejorativ verwendeten Adjektive ‚schwul‘ und ‚lesbisch‘ zu affirmativen Selbstbezeichnungen war ein wesentlicher Teil dieser Strategie, die sich als Ausstieg aus dem Stigma begreifen lässt.

Einen Ausstieg in diesem Sinn wagten die schwul-lesbischen Emanzipationsbewegungen, indem sie provokativ sowohl mit der Tabuisierung nicht-heterosexueller Lebens- und Selbstentwürfe in der Öffentlichkeit als auch mit der bisher unter gleichgeschlechtlich begehrenden Menschen weit

⁸ Vgl. Hans Mayer: Außenseiter, Frankfurt/Main 1975. Erving Goffman: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt/Main 1974 [engl. Orig. 1963]. Rüdiger Lautmann: Wie man Außenseiter draußen hält. Zur Kriminal- und Ordnungspolitik gegenüber homosexuellen Männern und Frauen, in: Kritische Justiz 12 (1979), 1, S. 1-21.

⁹ Zu dieser Unterscheidung vgl. auch Fischer (wie Anm. 1).

¹⁰ Das Adjektiv cisgeschlechtlich bezeichnet, im Unterschied zu transgeschlechtlich, Menschen, die sich zeit ihres Lebens mit dem ihnen bei ihrer Geburt zugeschriebenen Geschlecht identifizieren.

¹¹ Vgl. u.a. Craig Griffiths: Gay Activism in Modell Deutschland, in: European Review of History 22 (2015), 1, S. 60-76. Sabine Hark: Magisches Zeichen. Die Rekonstruktion der symbolischen Ordnung im Feminismus, in: Dies. (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten, Berlin 1996, S. 96-133. Zu den 1970er Jahren als Zäsur in der Geschichte von Beschämungspraktiken vgl. auch Ute Frevert: Die Politik der Demütigung. Schauplätze von Macht und Ohnmacht, Frankfurt/Main 2017.

verbreiteten Praxis brachen, das eigene Sexualleben zu verheimlichen. So gerieten die emanzipationsbewegten Lesben und Schwulen zur Avantgarde im Kampf gegen eine zunehmend als verlogen und überkommen desavouierte bürgerlich-konservative Sexualmoral.

Trotzdem entsprechen die schwulen- und lesbenbewegten Akteur_innen der 1970er Jahre nicht wirklich dem gängigen Bild von Aussteiger_innen. Das liegt zum einen daran, dass sie mit Demonstrationen, Info-Ständen oder anderen Aktionen oft im aufklärerischen Gestus die breitere Öffentlichkeit adressierten und sich mithin nicht auf radikale Weise von ihrer gesellschaftlichen Umgebung distanzierten. Zum anderen waren die emanzipationsbewegten Strategien nicht nur von einer gewissen Verachtung für die gewöhnlichen Spießler_innen geprägt, sondern immer auch von der Hoffnung darauf getragen, dass Lesben und Schwule als sexuelle Minderheiten anerkannt werden und die bisherigen Ausgrenzungen somit ein Ende finden könnten. Schließlich fällt es auch deswegen schwer, die emanzipationsbewegten Lesben und Schwulen als Aussteiger_innen zu begreifen, weil ihr Ausstieg aus den bisherigen sexuellen Normen allzu rasch zum Einstieg in eine neue Normalität geraten konnte.

In den 1970er Jahren, sagt der 1943 geborene Herr Weber im Interview, „da war’s dem Hetero peinlich Hetero zu sein. Da waren ... alle ’n bisschen schwul.“¹² Das Unkonventionelle im Allgemeinen und das sexuelle Experiment im Besonderen erfreuten sich in dieser Zeit zunehmender Beliebtheit.¹³ Offenheit wurde deswegen nicht nur gewagt, sondern immer öfter auch gefordert. Auch das Geschäft mit der sexuellen Vielfalt kam ins Rollen, lange bevor der Begriff gebräuchlich wurde. Bereits 1970 hatte Beate Uhse für männerbegehrende Männer den Katalog „H 1‘ mit Büchern, Männerakten, Präparaten und Kosmetika, Schallplatten, Herrenschmuck, Sexwäsche“ im Angebot.¹⁴

Vor diesem Hintergrund kann man von einer allmählichen Normalisierung der Homosexualitäten sprechen, die dem bisherigen Normverstoß den Ruch des Verwerflichen nahm und ihm eine gewisse Alltäglichkeit verlieh. Ihren deutlichsten Ausdruck fand diese Dynamik in der Entkriminalisierung des einvernehmlichen Geschlechtsverkehrs zwischen erwachsenen Männern im Jahr 1969. Obwohl die Stigmatisierung gleichgeschlechtlich begehrender Menschen damit nicht abrupt aufhörte, kann man beobachten, wie die Intimität zwischen Männern und zwischen Frauen zunehmend in ein Spektrum ‚normaler‘ sexueller Verhaltensweisen integriert wurde. Diese Entwicklung erhöhte auch insgesamt den Druck zur Optimierung des eigenen Sex- und Beziehungslebens. In einem sich verbreiternden Feld vielfältiger Liebesweisen – zwischen Homo-, Bi- und Heterosexualität, sowie zwischen Monogamie und ‚freier Liebe‘ – bemühten sich die Akteur_innen immer mehr darum, ihren selbst formulierten Ansprüchen gerecht zu werden und das vermeintlich Beste aus ihrem Leben zu machen.¹⁵ Schwule und Lesben mussten nicht mehr nur gegen Diskriminierung kämpfen, sondern sie waren wie alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft auch mit der Erwartung konfrontiert, in einer

¹² Herr Weber, Int. 1, Seq. 111.

¹³ Nicolas Pethes und Silke Schicktanz (Hg.): Sexualität als Experiment. Identität, Lust und Reproduktion zwischen Science und Fiction, Frankfurt/Main 2008.

¹⁴ Komm Süßler, komm! (Werbeanzeige), in: Du & Ich 2 (1970), 12, 28. Die ‚Du & Ich‘ war eine auflagenstarke und seit 1969 erscheinende Zeitschrift, die vor allem ein schwules Publikum adressierte.

¹⁵ Zu den Dynamiken der Normalisierung und Selbstoptimierung aus homosexualitätshistorischer Perspektive vgl. Magdalena Beljan: Rosa Zeiten? Eine Geschichte der Subjektivierung männlicher Homosexualität in den 1970er und 1980er Jahren der BRD, Bielefeld 2014, S. 42-45. Benno Gammerl: Ist frei sein normal? Männliche Homosexualitäten seit den 1960er Jahren zwischen Emanzipation und Normalisierung, in: Peter-Paul Bänziger u.a. (Hg.): Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren, Bielefeld 2015, S. 223-243.

zunehmend von Offenheit und Akzeptanz geprägten Umwelt mit zumindest theoretisch unbegrenzten (Konsum)Möglichkeiten ihr Leben möglichst „erfolgreich“ zu gestalten.

2. Der Umzug aufs Land als Systemkritik? Die Landlesbenbewegung zwischen Aus- und Einsteigen

Mit ihrem Ausstieg aus der Großstadt wollten die Frauen der Landlesbenbewegung genau diesem Optimierungsdruck und diesen ‚Konsumzwängen‘ entkommen. Gleichzeitig suchten sie auf dem Land jedoch auch nach einem ‚besseren‘ Leben, nach Ruhe und Intensität, nach Naturnähe und Unabhängigkeit fern patriarchaler und kapitalistischer Zwänge. Indem sie sich dem urbanen Treiben verweigerten und dem Ruralen zuwandten, bewegten sich die Landlesben entgegen dem Strom derjenigen Lesben und auch Schwulen, die zur gleichen Zeit in genau umgekehrter Richtung aus Dörfern und Kleinstädten ‚flüchteten‘, um ihr gleichgeschlechtliches Begehren in den als aufgeschlossener wahrgenommenen großen Städten offener leben zu können. Dem Phänomen der ‚Landflucht‘ gaben die schwulen und lesbischen Medien der Zeit breiten Raum.¹⁶ Angesichts der vorherrschenden Annahme, dass gleichgeschlechtlich liebenden Menschen nur in Metropolen ein glückliches Leben beschieden sein könne, können die Landlesben auch insofern als Aussteigerinnen gelten, als sie sich dem schwul-lesbischen Mainstream und dem bestimmenden ‚Sog‘ der Großstädte widersetzen und stattdessen die vermeintlichen Vorzüge des Urbanen einer grundlegenden Kritik unterzogen.¹⁷

Diese Haltung verband die Landlesben mit anderen Akteur_innen aus dem links-alternativen Milieu, die ebenfalls versuchten, jenseits der großen Städte gegen ‚das System‘ gerichtete Lebensentwürfe zu verwirklichen. Dementsprechend ging es nicht um einen „Rückzug in die Idylle“, sondern eher um „so was wie Konsumstreik“, wie ein Artikel in der feministischen Zeitschrift Courage 1978 betitelt war.¹⁸ Dabei mischten sich kapitalismuskritische mit ökologischen und spirituellen Überzeugungen zu der Annahme, man müsse Abstand zu den urbanen Räumen der Ausbeutung und Entfremdung gewinnen, um ein besseres Leben zu beginnen. Damit knüpfte die links-alternative Begeisterung für das Land in den 1970er und 1980er Jahren an moderne- und urbanitätskritische Topoi an, die fast hundert Jahre zuvor bereits die Lebensreformbewegung geprägt hatten.¹⁹ Für die

¹⁶ Zum Muster der für Lesben notwendigen Flucht vom Land in die Stadt vgl. u.a. Ilse Kokula: Lebenssituation und Gesellungsformen lesbischer Frauen in ländlichen Gebieten, in: *LesbenStich* 2 (1981), 4, S. 34-36. A.: Die Isolation ist das größte Problem, in: *LesbenStich* 5 (1984), 4, S. 10-11.

¹⁷ Zur sozusagen internen Kritik vor allem an der Fokussierung der schwulen Kultur auf die Metropolen vgl. Scott Herring: *Another Country. Queer Anti-Urbanism*, New York und London 2010.

¹⁸ Vivian G. Weigert: Eher so was wie Konsumstreik. Leben in der Landkommune, in: *Courage* (1978), 6, S. 29-32, hier S. 29.

¹⁹ Zum links-alternativen Landleben vgl. u.a. Peter Dehne: Raumpioniere. Lichter im Nirgendwo. Parallelwelten in der Peripherie oder Retter des ländlichen Raums?, in: Peter A. Berger, Klaus Hock und Thomas Klie (Hg.): *Religionshybride. Religion in posttraditionalem Kontexten*, Wiesbaden 2013, S. 167-185. Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*, Frankfurt/Main 2014, S. 459-497. Jeffrey Jacob: *New Pioneers. The Back-to-the-Land Movement and the Search for a Sustainable Future*, University Park, Pennsylvania 1997. Für zeitgenössische Perspektiven auf das Phänomen vgl. u.a. Harald Glätzer: *Landkommunen in der BRD. Flucht oder konkrete Utopie?* Bielefeld 1978. Rolf Goetz: *Von der Landkommune zur Dorfgemeinschaft. Ökologische Modelle zwischen Anarchie und Spiritualität*, Herford 1980. Zum Interesse in den frühen 1980er Jahren an der Geschichte des Rückzugs aufs Land als potentiell aussteigerischer Geste vgl. u.a. Ulrich Linse (Hg.): *Zurück, o Mensch, zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland, 1890-1933*, München 1983.

Landlesbenbewegung im Besonderen waren außerdem zeitgenössische US-amerikanische Vorbilder von entscheidender Bedeutung.²⁰

Im Vergleich zu den links-alternativen Formen des Landlebens im weiteren Sinn lag das Besondere lesbisch-feministischer Landkommunen darin, dass sie die Kritik der kapitalistischen Urbanität verknüpften mit einer dezidierten Ablehnung patriarchaler Strukturen. Gegensätzliche Formen des Umgangs mit hierarchischen Geschlechterverhältnissen führten innerhalb des gesamten alternativen Milieus zu Konflikten und Brüchen.²¹ Dementsprechend kam es auf dem Land ebenfalls zu lesbischen und feministischen Absetzbewegungen. Angesichts der sexistischen Positionen, die einige Proponenten des alternativen Landlebens vertraten, ist diese Distanzierung alles andere als verwunderlich. So konnte die These, dass die Privilegierung von Männern ein geeignetes Mittel sein könnte, um in Landkommunen sozialen Zusammenhalt zu stiften und monogame Partnerschaftsstrukturen zu unterlaufen, aus feministischer Sicht nichts anderes als Empörung auslösen.²² Nicht zuletzt aus der Kritik an solchen Positionen resultierte das Beharren auf dem Ausschluss von Männern aus den eigenen Projekten. Im Unterschied zu anderen alternativen Landkommunen kultivierten die lesbisch-feministischen Orte mithin Formen des homosozialen Zusammenlebens von ‚Frauen unter sich‘.²³ So gesehen war die Landlesbenbewegung von einem doppelten Aussteigen geprägt. Die Landlesben verließen nicht nur die kapitalistischen Metropolen, sondern sie distanzierten sich gleichzeitig von den heterosozialen und patriarchalen Strukturen, die andere links-alternative Landprojekte in ihren Augen prägten.

Man könnte diese doppelte Distanzierung der Landlesben auch als einen Ausstieg aus dem Paradigma des Aussteigens interpretieren, wenn man davon ausgeht, dass dieses Konzept selbst inhärent männlich und heterosexuell kodiert war.²⁴ So betrachtet waren die Landlesben als Frauen, die Frauen liebten, von vorneherein zu weit von hegemonialen Positionen entfernt, um überhaupt im emphatischen Sinn aus dem gesellschaftlich Gängigen aussteigen zu können. Dazu passt der Befund, dass sowohl Frau Schmidt als auch Frau Fischer, die sich beide der Landlesbenbewegung zurechnen, an keiner Stelle ihrer biographischen Erzählungen die Begrifflichkeit des Aussteigens verwenden.

²⁰ Vgl. u.a. Sylvia Körbler: Töchter der Erde. Frauenland in den USA, in: Courage (1981), 9, S. 40-43. Zur US-amerikanischen Landlesbenbewegung vgl. Martin Meeker: Contacts Desired. Gay and Lesbian Communications and Community, 1940s-1970s, Chicago 2006, S. 232-250.

²¹ Zur Position von Frauen in linksalternativen Milieus vgl. Meike Sophia Baader: ‚Wir streben Lebensverhältnisse an, die das Konkurrenzverhältnis von Männern und Frauen aufheben.‘ Zur Kritik von Frauen an Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von 1968, in: Dies., Johannes Bilstein und Toni Tholen (Hg.): Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies, Wiesbaden 2012, S. 103-116. Ilse Lenz: Das Private ist politisch!? Zum Verhältnis von Frauenbewegung und alternativem Milieu, in: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983, Göttingen 2010, S. 375-404. Zu zeitgenössischen Perspektiven auf diese Frage vgl. Ulrike Kolb und Jutta Stössinger: Salto vitale. Frauen in Alternativ-Projekten, mit Interviews, Gesprächen und Berichten, Frankfurt/Main 1981.

²² Im US-amerikanischen Kontext vertrat diese These Jon Wagner: Male Supremacy. Its Role in a Contemporary Commune and its Structural Alternatives, in: International Review of Modern Sociology 6 (1976), 1, S. 173-180.

²³ Zum lesbisch-feministischen Separatismus im Kontext der Landlesbenbewegung vgl. Hartard und Tutschner (wie Anm. 2).

²⁴ Was die spezifische Rolle der geschlechtlichen Differenz betrifft, ist es interessant zu sehen, dass es in der Bundesrepublik der 1980er Jahre kein männlich-schwules Pendant zur Landlesbenbewegung gab. Erst nach 1990 bildete sich mit den Radical Faeries auch unter schwulen Männern in Deutschland eine Bewegung heraus, die Naturnähe und Spiritualität mit Kommerz- und Heteronormativitätskritik verknüpfte. Dabei knüpften sie an US-amerikanische Vorbilder an, deren Aktivitäten bis in die 1970er Jahre zurück reichten, vgl. Mark Thompson, Richard Neely (Osiris) und Bo Young (Hg.): The Fire in Moonlight. Stories from the Radical Faeries. 1975-2010, Maple Shade, New Jersey 2011.

Vielmehr betrachten sie sich als Teil einer besonderen Gruppe innerhalb der selbst weit jenseits gesellschaftlicher Macht- und Aufmerksamkeitszentren operierenden Lesbenbewegung. Mit diesem Desinteresse für das eigene Verhältnis zur Gesamtgesellschaft korrespondiert in umgekehrter Richtung der Umstand, dass der mediale Diskurs der Zeit die Landlesbenbewegung nicht als ein im aussteigerischen oder anderweitigen Sinn relevantes Phänomen wahrnahm.²⁵

Wie viele Frauen sich als Landlesben begriffen, lässt sich nicht genau feststellen. Die Courage veröffentlichte 1978 die Ergebnisse einer eigenen Erhebung, der zufolge 11% ihrer Leserinnen in Orten mit weniger als 20.000 Einwohner_innen lebten. Wenn man die maximale Auflagenhöhe der Zeitschrift von 70.000 Exemplaren zugrunde legt, ergäbe sich daraus rein rechnerisch, dass mindestens 7.700 Frauen auf dem Land und in kleinen Städten lebten, die sich für lesbisch-feministische Themen interessierten.²⁶ Allerdings kann man weder davon ausgehen, dass alle diese Leserinnen sich der Landlesbenbewegung zugehörig fühlten, noch davon, dass alle Landlesben die Courage lasen. Berücksichtigt man jedoch die Artikel über ländliche Kommunen, die Aufrufe zur Gründung von Landprojekten sowie die Berichte meiner Interviewpartnerinnen über solche Vorhaben, an denen entweder sie selbst oder Bekannte sich beteiligten, ergibt sich, dass mindestens einige Tausend Frauen für längere oder kürzere Zeit versuchten, ihre Vorstellung eines alternativen Lebens als Lesben auf dem Land zu realisieren.²⁷

In jedem Fall handelten die beteiligten Frauen in dem Bewusstsein, Teil einer breiteren Bewegung zu sein. Die 1947 geborene Frau Fischer sagt, sie hätte in den späten 1970er Jahren von der „Landlesbenbewegung“ gehört und wollte dann „natürlich dabei sein“.²⁸ Auch die 1943 geborene Frau Schmidt begreift sich als Teil der „LANDLESBENbewegung“.²⁹ Dass die Landlesben innerhalb der lesbischen Szene generell als eine relativ klar definierte Gruppe wahrgenommen wurden, zeigt eine Bemerkung der 1962 geborenen Frau Voss, die sagt, sie sei, obwohl sie auf dem Land lebte, „a) zu jung und b) zu unpolitisch“ gewesen, um als Landlesbe gelten zu können.³⁰

Für eine genauere Analyse des Phänomens sind solche biographischen Erzählungen deswegen von besonderem Interesse, weil sie einerseits einen eingehenderen Blick auf Fremd- und Selbstwahrnehmungen ermöglichen und weil sie es andererseits erlauben, detaillierter zu untersuchen, wie sich das Verhältnis zur alteingesessenen Landbevölkerung im Alltag gestaltete. Führte der Ausstieg (exit) aus dem Stadtleben zu einem Einstieg (entry) ins Landleben? Oder schufen

²⁵ Eine kurze Recherche in auflagenstarken Tages- und Wochenzeitungen wie der FAZ, der Süddeutschen und der Zeit zeigt, dass die Landlesbenbewegung dort zwischen 1979 und 1990 nicht thematisiert wurde. Allenfalls nicht lesbisch, aber feministisch geprägte Landkommunen fanden in Einzelfällen Erwähnung, vgl. Maria Frisé: Die bessere, die weibliche Welt. Wie sich die Neue Frauenbewegung verändert und was sie erreicht hat, in: FAZ, Rubrik Bilder und Zeiten, 06.01.1979, S. 1-4.

²⁶ Sibylle Plogstedt und Monika Arnholdt: Wer sind die Courage-Leserinnen?, in: Courage 3 (1978), 11, S. 22-31.

²⁷ Lisa: Landlesbenprojekt? – Au – Ja!, in: Lesbenstich 4 (1982/83), 5, S. 8-14. An Landlesbenprojekten beteiligt waren Frau Fischer und Frau Schmidt, die sagt: „es gab 'ne starke Landlesbenbewegung“ (Int. 1, Seq. 391). Frau Eitner, Frau Lippold, Frau Voss und Frau Opitz berichten von solchen Projekten im Bekanntenkreis. Zur zeitgenössischen Prominenz der Landlesbenbewegung vgl. auch das Hintergrundgespräch mit Frau Hartig. Vgl. ferner Hartard und Tutschner (wie Anm. 2).

²⁸ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 30. Frau Fischer verwendet den Begriff Landlesbenbewegung noch zwei weitere Male, vgl. Int. 1, Seq. 151 und Int. 2, Seq. 365.

²⁹ Frau Schmidt, Int. 2, Seq. 887. Die Großbuchstaben verweisen darauf, dass die entsprechenden Silben im Interview besonders betont wurden.

³⁰ Frau Voss, Int. 2, Seq. 847.

die lesbisch-feministischen Landkommunen eher eine klar umgrenzte Sphäre, die Distanz wahrte zu den ‚normalen‘ Landbewohner_innen?

Weil sie in mehrererlei Hinsicht paradigmatisch ist und sich besonders intensiv mit der lesbenbewegten Zeit auseinandersetzt, bildet im Folgenden die Erzählung der 1947 geborenen Frau Fischer den Kern der Analyse. Zusammen mit zwei weiteren Frauen kaufte Frau Fischer, die von sich sagt, sie sei damals eine „radikale[] Lesbe“ gewesen, 1979 einen kleinen Hof in Norddeutschland. Dort lebten sie als „Landlesben-WG“ zusammen. Während die anderen beiden Frauen weiterhin ihrer bisherigen beruflichen Tätigkeit nachgingen, kümmerte sich Frau Fischer ausschließlich um die Landwirtschaft, „mit Schafen und Ziegen und Hühner und schön“. Weil sie noch größeren Abstand zum Dorfleben suchten, zogen die drei Frauen nach einiger Zeit auf einen Hof in „ALLEINLAGE“, wo sie auch Kühe hielten und „ALTERNATIVE Landwirtschaft“ betrieben. Mitte der 1980er Jahre stieg Frau Fischer dann aus dem Landlesbenprojekt aus, nicht zuletzt wegen interner Streitigkeiten und weil sie sich nicht mehr in der Lage sah, die landwirtschaftliche Arbeit zu bewältigen.³¹

Drei Aspekte sind an Frau Fischers Erzählung über ihre Zeit als Landlesbe besonders interessant: erstens die Einbettung ihrer Entscheidung für den Umzug in das die gesamte Lebensgeschichte prägende Motiv der Sehnsucht nach dem Ländlichen, zweitens die Betonung von Begriffen wie Selbstverwirklichung, Autarkie und Selbstversorgung sowie drittens die Verknüpfung ihrer Präferenz für das Rurale mit spirituellen, vom New Age inspirierten Überzeugungen. Zusammengenommen ergibt sich daraus eine besondere Wertschätzung des Landlebens und der Landmenschen, die sich in Frau Fischers Erzählung allerdings immer wieder an dem gegenläufigen Bedürfnis reibt, sich selbst und ihre landlesbischen Mitstreiterinnen von der Menge der ‚normalen‘ Landbewohner_innen abzugrenzen.

Frau Fischer war auf dem Land aufgewachsen und im Alter von sechs Jahren zusammen mit ihren Eltern in die Stadt gezogen. Diesen Umzug beschreibt sie als eine Art Schock.³² Bereits damals habe sie begonnen, sich in der städtischen Enge nach der Weite des Landes zurückzusehnen. Dieses Erlebnis ist konstitutiv für Frau Fischers biographische Selbstkonstruktion als eine land- und naturliebende Person.³³ Insofern fügt sich ihre Entscheidung für das Leben in der Landlesben-WG ein in eine Reihe von Umzügen, die Frau Fischer immer wieder von der Stadt aufs Land führten. 2008, als das Interview stattfand, war sie gerade mit ihrer Freundin erneut aufs Land gezogen.

Insofern Frau Fischer ihre Sehnsucht nach der Nähe zur Natur als einen wesentlichen Bestandteil ihrer Persönlichkeit begreift, betrachtet sie letztlich jeden ihrer Umzüge aufs Land als Ausdruck des Wunsches nach Selbstverwirklichung. Im Fall des Landlesbenprojekts war diese Konzentration auf das Selbst und das Selbstgewollte jedoch in spezifischer Weise intensiviert, denn dabei ging es zusätzlich – im ökonomischen wie im feministischen Sinn – um „SELBSTversorgung, ne, autark und autoNOM sein“. Frau Fischer und ihre Mitstreiterinnen wollten sich der städtisch konnotierten Ausbeutung von Mensch und Natur verweigern, indem sie Nahrungsmittel wie Eier, Käse und Fleisch selbst herstellten. Gleichzeitig wollten sie der hetero-patriarchalen Geschlechterhierarchie entgehen und legten deswegen größten Wert darauf, dass Männern der Zutritt zu ihrer landlesbenbewegten

³¹ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 30.

³² Frau Fischer, Int. 1, Seq. 18.

³³ Frau Fischer, Int. 2, Seq. 547-549.

Gemeinschaft verwehrt blieb. „[A]utark“ zu sein bedeutete im Sinn des lesbischen Separatismus also in erster Linie, „ohne Männer“ zu leben.³⁴

Dass dieser Wille zur Lösung aus der Abhängigkeit von Männern und zur Verweigerung der als typisch weiblich erachteten Ausrichtung auf den männlich-begehrenden Blick eng mit dem Wechsel von der Stadt aufs Land verknüpft war, verdeutlicht Frau Fischers Erzählung auf besonders anschauliche Weise. Ihr einstiges Bemühen darum, mit einem femininen Erscheinungsbild hetero-patriarchalen Erwartungen zu entsprechen, verknüpft sie eng mit ihrem früheren Leben in der Stadt. Damals habe sie im Berufs- und im Privatleben immer versucht, sich „ganz doll anzupassen“, und sich „ganz doll geSCHMINKT“.³⁵ Erst im Umfeld der Frauenbewegung habe sie dann Mitte der 1970er Jahre gelernt, sich von solchen stereotypen Mustern der Weiblichkeit zu distanzieren. Diese Entwicklung gipfelte in ihrem Leben als Landlese, denn beim Fahren mit dem „Miststreuer“ und beim Heben von „Heu- und Strohballen“ wurden Schminke, Rock und hochhackige Schuhe quasi wie von selbst durch „Arbeitsklamotten“ und „Flanellhemden“ ersetzt.³⁶

Allerdings deuten sich hier bereits erste Ambivalenzen im Verhältnis zur ‚normalen‘ Landbevölkerung an. Denn Frau Fischer konnte die in der Landwirtschaft übliche, sozusagen androgyne Arbeitskleidung nur deswegen als Ausdruck ihrer Befreiung von hetero-patriarchalen Erwartungen wahrnehmen, weil sie sie vor dem Hintergrund ihrer städtischen Erfahrungen betrachtete. Von der Warte dauerhaft auf dem Land lebender und in der Landwirtschaft arbeitender Frauen war diese Kluft dagegen alles andere als ein Zeichen emanzipatorischer Errungenschaften. Sie war vielmehr Ausdruck der doppelten Benachteiligung von Bäuerinnen, zum einen gegenüber ihren Ehemännern, denen sie ihre Arbeitskraft unentgeltlich zur Verfügung stellen mussten, und zum anderen gegenüber den besser verdienenden Frauen aus der städtischen Mittelklasse, die das zeitgenössische Angebot für Konsumentinnen in deutlich größerem Umfang genießen konnten. Diese negativen Seiten des Landlebens für Frauen wurden im feministischen Diskurs durchaus thematisiert. „Ich möchte keine Bäuerin nimmer sein“ war ein Interview in der *Courage* von 1978 betitelt.³⁷ Im gleichen Heft forderte ein Artikel die Leserinnen dazu auf, sich mit den von Ausbeutung und Chancenlosigkeit betroffenen weiblichen Arbeitskräften in der Landwirtschaft zu solidarisieren.³⁸ Allerdings war auch diese solidarische Haltung insofern problematisch, als sie zumindest teilweise auf einem klassistischen Dünkel beruhte. Denn bei allem Verständnis für die besonders schwierige Lage der ‚Landfrauen‘ waren die aufgeklärten Feministinnen davon überzeugt, mit ihrem Blick von außen am besten beurteilen zu können, was die ‚Bäuerinnen‘ tun sollten, um erfolgreich für eine Verbesserung ihrer Situation zu streiten.

Frau Fischer kommt in ihrer Erzählung dagegen auf diese Schattenseiten des weiblichen Lebens auf dem Land nicht zu sprechen. Sie rückt vielmehr in ihrer vom New Age inspirierten Terminologie das „ganz einfache Leben“ und das „einfache BEWUSSTsein“, welche das Landleben in ihren Augen prägten, in ein positives Licht. Dass sie als Landlese die Gelegenheit hatte, diese Einfachheit kennenzulernen, beschreibt sie im Interview als eine große Bereicherung. Dadurch sei sie dem Ort

³⁴ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 30.

³⁵ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 24.

³⁶ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 30, und Int. 2, Seq. 551. Diese sich nicht zuletzt im Kleidungsstil äußernde habituelle oder performative Dimension des Ausstiegs prägt auch die Geschichte anderer Gruppen von Aussteiger_innen, vgl. dazu ...

³⁷ Erika Runge: Ich möchte keine Bäuerin nimmer sein. Anna und Monika B., *Courage* (1978), 6, S. 22-25.

³⁸ Karin Petersen: Landleben, *Courage* (1978), 6, S. 20-21.

näher gekommen, wo „die Kraft sich mit Mutter Erde verbindet“.³⁹ Das negative Pendant dieser chthonischen Einfachheit ist für sie die urbane Unfähigkeit, im unmittelbaren Einklang mit der Natur zu leben. Deswegen bezeichnet sie den „Instinkt“ der Landmenschen – Frau Fischer hebt hier deren Umgang mit Tieren und deren größere Nähe zu Wetterlagen und Jahreszeiten hervor – als „viel höhere Intelligenz“ und kontrastiert diese mit der gleichsam verkopften Intellektualität der Städter.⁴⁰

Diese Hochschätzung der ‚einfachen‘ Landmenschen bringt Frau Fischer auch dort zum Ausdruck, wo sie – die gängige Unterscheidung von homophobem Land und toleranter Stadt verwerfend – Angriffe auf Lesben als ein vorrangig städtisches Phänomen beschreibt.⁴¹ Auf dem Land sei man ihr und ihren landlesbenbewegten Mitbewohnerinnen dagegen immer mit Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft begegnet. „[W]ie das so Sitte ist“, seien sie zu allen Hochzeiten, Geburtstagen und Beerdigungen eingeladen worden, sagt Frau Fischer.⁴² Selbst auf dem zweiten, abgelegenen Hof hätten sie sich jederzeit auf die nachbarschaftliche Unterstützung verlassen können:

da waren auch drei höfe, (.) die an unser land grenzten. (.) da [...] wohnte jeweils ein ehapaar mit kindern, so ganz normal. (.) und von diesen drei (.) bauern, (.) hab ich ganz viel GELERNT, (.) landwirtschaftlich. [...] da konnten wir nachts ans schlafzimmerfenster klopfen, wenn, wenn unser kuh, also, wenn die, wenn wir angst hatten, die kalbt jetzt. (.) ähm, (.) SEHR HILFSBEREIT (.) und, äh, (.) so, das, (.) die, mit den frauen hatten wir 'nen guten kontakt. (pause) ja, richtig gut.⁴³

Allerdings, fügt Frau Fischer einschränkend hinzu, hätten sie und ihre Mitbewohnerinnen sich auch „nicht als Lesben so dargestellt“. Für ihre Nachbar_innen sei ihr Hof einfach das „Dreimädelhaus“ gewesen: „ich weiß nicht, was die sich so gedacht haben.“⁴⁴ Hier stößt Frau Fischers Lob der ruralen Einfachheit an seine Grenzen. Mit Blick auf die Akzeptanz homosexueller Lebensentwürfe verkehrt sich ihre Präferenz für das Ländliche wenig später sogar in ihr genaues Gegenteil. Das Leben auf dem Land, sagt Frau Fischer, könne oft auch mit einem „beschränkte[n] Radius“ und einer gewissen Engstirnigkeit einhergehen. Das urbane Leben bringe dagegen mehr „Aufgeschlossenheit“ und Freiheit mit sich.⁴⁵ Hier distanziert sich Frau Fischer also von den anderen Landbewohner_innen. Diese Abgrenzung ist auch in der Passage, die den „guten Kontakt“ zum Umfeld betont, bereits angelegt. Es ist alles andere als zufällig, dass Frau Fischer hier von „wir“ und „die“ spricht, wobei sie das ‚Wir‘ der Landeslesben-WG deutlich vom ‚Die‘ der „ganz normal[en]“ Nachbar_innen unterscheidet.

Diese Entgegensetzung zeigt, dass trotz der Integration ins ländliche Leben eine Distanz gewahrt blieb. Das lag zum einen daran, dass Frau Fischer und ihre Mitbewohnerinnen sich selbst „eher so

³⁹ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 165 und Int. 2, Seq. 509.

⁴⁰ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 165.

⁴¹ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 113.

⁴² Frau Fischer, Int. 1, Seq. 109.

⁴³ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 109. Längere Zitate aus den Interviews werden hier in der ursprünglichen Transkriptionsweise wiedergegeben. Dazu gehört durchgängige Kleinschreibung, abgesehen von den betonten Silben, und die Markierung von kurzen Pausen mit „(.)“.

⁴⁴ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 109.

⁴⁵ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 113.

herausgezogen“ haben und keine allzu engen Kontakte wollten. Zum anderen spricht Frau Fischer aber auch von Problemen, die sich – trotz aller Hilfsbereitschaft – im Umgang mit den männlichen Nachbarn ergaben. Diese hätten immer öfter „BLICKE“ und „anzügliche Bemerkungen“ auf und an sie gerichtet, die sie als Frau als „erNIEDRIGEND“ und „verletzend“ empfand.⁴⁶ Aufgrund solcher negativen Erfahrungen kommt Frau Fischer zu einer Einschätzung der Menschen auf dem Land, die ihrer Bemerkung über deren „höhere Intelligenz“ diametral widerspricht:

auf dem land sind die menschen (.) natürlich weniger intellektUELL. da gibt's (.) auch intellektuELLE, das sind dann aber vielleicht, (.) ähm, (.) ja, ich sag jetzt mal solche wie ICH, die dann da hinziehen und da bewusst LEBEN, aber nicht welche, die da so (.) immer schon (.) einfach (.) geboren sind und (.) aufn höfen bleiben oder so.⁴⁷

Obwohl Frau Fischer den Begriff des Aussteigens in ihrer Erzählung nicht verwendet, kommt hier ein für das Selbstverständnis von Aussteiger_innen zentrales Motiv zum Tragen: die selbstbestimmte Entscheidung für etwas – in diesem Fall das Leben auf dem Land –, das andere ebenfalls tun, jedoch ohne sich bewusst dafür entschieden zu haben. Anders als die ins Landleben hineingeborene ortsansässige Bevölkerung waren die Landesben nicht gezwungen gewesen, sich jenseits der großen Städte niederzulassen. Der Betonung der Freiwilligkeit dient im Rahmen der Erzählung auch die Angabe von Gründen, die sich nicht – wie beispielsweise ein denkbarer Verweis auf die günstigeren Mieten auf dem Land – in banalen Zwangsläufigkeiten erschöpfen. Stattdessen bringt Frau Fischer politisch prestigeträchtige Argumente ins Spiel: das mit der Ablehnung des kapitalistischen Systems verknüpfte Streben nach Selbstversorgung und die vor allem als Distanzierung von Männern begriffene feministische Autonomie, die sich auf einem Hof in ‚Alleinlage‘ vermeintlich besser realisieren ließ als anderswo. Inwiefern diese Begründungen in Frau Fischers Fall den damals ausschlaggebenden Motivlagen entsprechen oder aus ihrem möglichen Wunsch resultieren, frühere Entscheidungen nachträglich mit gesellschaftspolitischer Relevanz aufzuladen, lässt sich letztlich nicht eindeutig feststellen. Allerdings müssen solche retrospektiven biographischen Selbstkonstruktionen nicht notwendig zu Verzerrungen führen. Für eine Geschichte des Aussteigens ist es vielmehr entscheidend, dass das nachträgliche Verfertigen oder Hervorheben von prestigeträchtigen Begründungen für vorausgegangene Entscheidungen zu den zentralen Charakteristika aller Narrative vom Ausstieg gehört – unabhängig davon, ob sie im Modus des Autobiographischen oder des Historiographischen erfolgen.

Wegen dieser Aufladung mit politischer Relevanz ist das Aussteigen auch meist mit einem elitären Selbstbild verknüpft. Bei Frau Fischer äußert sich dieses in ihrer Distanzierung von den ‚normalen‘ oder gewöhnlichen Landbewohner_innen. Zugleich ist der landesbenbewegte Umzug aufs Land in Frau Fischers Erzählung jedoch nur deswegen von weiterreichender Bedeutung, weil sie die ‚instinktive Intelligenz‘ der Landmenschen im Prinzip wert- und die verkopfte Lebensweise der Städter geringschätzt. In diesem Sinn ist die Bewegung des Aussteigens hier von einem grundlegenden Widerspruch geprägt. Einerseits wird das Leben auf dem Land aufgewertet, um der

⁴⁶ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 109.

⁴⁷ Frau Fischer, Int. 1, Seq. 165.

eigenen Entscheidung politisches Prestige zu verleihen. Andererseits wird das Leben auf dem Land in seinen ‚gewöhnlichen‘ Formen abgewertet, um einen Distinktionsgewinn zu erzielen.

Aus dieser spezifischen Mischung von Wert- und Geringschätzung des Landlebens resultiert letztlich, und auch das zeigt Frau Fischers Erzählung in paradigmatischer Weise, ein ambivalentes Changieren zwischen Nähe und Distanz zu den anderen Landbewohner_innen, zwischen Einstieg und Nicht-Einstieg ins Landleben. Der Austritt aus dem Urbanen führte im Kontext der Landesbewegung also nur zu einem teilweisen Eintritt ins Rurale. Im Fall von Frau Fischers Landesbewegung belegt das der Umstand, dass eine Mitbewohnerin sich ganz der Landwirtschaft widmete, während die beiden anderen weiterhin ihren Berufen in der Stadt nachgingen. Ohne das so erwirtschaftete Einkommen hätte die Gemeinschaft finanziell nicht überleben können. Ein ähnlich unvollständiges Aussteigen lässt sich auch mit Blick auf den Ausschluss von Männern beobachten. Zwar gab es keine männlichen Mitbewohner, aber gleichzeitig blieb das Projekt auf die Unterstützung der benachbarten Bauern angewiesen, darunter auch Männer. Und auf der Ebene des alltäglichen Umgangs war der Einstieg ins Rurale von der Freude über Einladungen zu Hochzeiten, Geburtstagen und Beerdigungen ebenso geprägt wie von dem Wunsch, keine allzu engen nachbarschaftlichen Kontakte zu knüpfen.

Der Ausstieg war in diesem Fall also weniger von radikaler Konsequenz als vielmehr von graduellen Übergängen geprägt. Weder handelte es sich um einen kompletten Austritt aus dem Städtischen noch um einen vollumfänglichen Eintritt ins Ländliche. Diese Feststellung wirft die Frage auf, ob die ihr zugrunde liegende Annahme einer klaren Unterscheidbarkeit von städtischen und ländlichen Sphären für die 1970er und 1980er Jahre überhaupt noch zutrifft. Gleichzeitig ließe sich fragen, ob es sich bei diesen graduellen Übergängen um ein Spezifikum der Landesbewegung oder um ein allgemeines Charakteristikum des Aussteigens handelt. Ist der Ausstieg eher ein allmählicher Prozess denn eine einschneidende Zäsur? Bleibt er deswegen permanent prekär und prinzipiell reversibel? Zumindest mit Blick auf die Erzählung von Frau Fischer lassen sich diese Fragen bejahen. Daher können Aussagen über die Kurz- oder Langfristigkeit eines aussteigerischen Projekts erst im Rückblick sinnvoll getroffen werden. In Frau Fischers Fall dauerte die landesbewegte Phase immerhin sieben Jahre.

3. Wird das Unkonventionelle zum Normalfall? Vom Verschwinden der Figur der Aussteigerin

Mitte der 1980er Jahre ging nicht nur Frau Fischers Zeit in der Landesbewegung zu Ende. Man könnte auch argumentieren, dass in dieser Zeit das Aussteigen generell unmöglich wurde, weil im Zuge eines breiteren Trends zu Pluralisierung oder Diversifizierung, zu Individualität oder Singularität immer mehr Menschen versuchten, sich jenseits dessen, was als konventionell galt, individuell selbst zu verwirklichen. Dort, wo das Aussteigen in diesem Sinn zum gesellschaftlichen Normalfall wird, verschwindet der Ausstieg als bemerkenswertes Phänomen und politisch signifikante Geste gleichsam in einer großen Menge kleiner Abweichungen. Wo sich früher Bewegungen formierten, um ‚dem System‘ gemeinsam den Rücken zu kehren, optieren nun Einzelne für je spezifische Lebensstile, ohne das eindeutig klar wäre, welcher dieser Lebensentwürfe in einem bestimmten Kontext eine hegemoniale Position für sich reklamieren könnte.

Übertragen auf die Frage nach dem lesbischen Landleben bedeutet das, dass die Entscheidung für das Leben jenseits der großen Städte nicht mehr – wie im landesbewegten Kontext noch üblich – mit gesellschaftspolitischer Relevanz aufgeladen wird. Stattdessen tritt eine Vielfalt von anderen

Begründungen in den Vordergrund. Das verdeutlichen die Passagen in Frau Fischers Erzählung, in denen sie erklärt, warum sie einige Jahre vor dem Interview, also Mitte der 2000er Jahre, zusammen mit ihrer Freundin erneut aufs Dorf zog. Dort ist nicht mehr vom Ausstieg aus dem städtisch konnotierten Kapitalismus oder hetero-patriarchalen Hierarchien die Rede, sondern von den günstigeren Immobilien und der größeren Ruhe auf dem Land sowie von langen Spaziergängen mit dem Hund.⁴⁸

Diese Verschiebung von aussteigerischen zu lebensstilistischen Begründungen für die Entscheidung zum Landleben lassen sich nicht nur mit Blick auf Frau Fischers Erzählungen über frühere und spätere Abschnitte ihres Lebens beobachten. Ein Vergleich zwischen den Lebensgeschichten älterer und jüngerer Gesprächspartnerinnen zeitigt ganz ähnliche Ergebnisse. Während die 1943 geborene Frau Schmidt und die 1947 geborene Frau Fischer sich im emphatischen Sinn als Teil einer Bewegung verstanden, die sich aus einer politischen Motivation heraus für das Leben in lesbischen Landkommunen entschied, begründen jüngere Lesben ihre Präferenz für das Leben auf dem Land auf ganz andere Weise. Dass generationelle Unterschiede hier eine ausschlaggebende Rolle spielen, verdeutlicht auch der Hinweis der 1962 geborenen Frau Voss darauf, dass sie in den 1980er Jahren „zu jung“ gewesen sei, um als Landlesbe gelten zu können.⁴⁹

Eine typische Vertreterin der jüngeren Generation ist die 1970 geborene Frau Jansen, die von einigen Ausnahmen abgesehen seit ihrer Kindheit in Dörfern und kleinen Städten gelebt hat. Auf die Frage, welche Vorteile das Leben auf dem Land für sie als Lesbe habe, reagiert Frau Jansen zunächst mit einem Verweis auf individuell unterschiedliche Erwartungshaltungen: „es kommt drauf an, wie der ANSPRUCH ist.“⁵⁰ Für sie persönlich spielen die Nähe zur Natur, die Möglichkeit, ihre Katzen frei laufen zu lassen, und die ländliche Ruhe eine ausschlaggebende Rolle. Das alles würde ihr in der Stadt fehlen. Außerdem legt Frau Jansen großen Wert darauf, räumliche Distanz zu den lesbischen Szenen der großen Städte zu wahren. Viel wichtiger als die Möglichkeit, andere frauenbegehrende Frauen kennenzulernen, ist es ihr, sich mit ihrer Freundin an der zweisamen Abgeschlossenheit des Landes zu erfreuen: „ich genieße es ja sehr [...], wenn wir für UNS sein können und zurückgezogen sein können und so.“⁵¹ Dieser Zusammenhang zwischen der Präferenz für das Leben auf dem Land und dem Wunsch nach einer stabilen Zweierbeziehung – im Unterschied zum als typisch urban erachteten Leben als Single – prägt auch die biographischen Erzählungen anderer, insbesondere jüngerer Gesprächspartner_innen.⁵²

Diese Begründungen der Entscheidung für das Leben als Lesbe auf dem Land – Partnerschaften, Naturnähe und so weiter – unterscheiden sich deutlich von den Motivationen der älteren Landlesben. Während letztere auf einer klaren Ablehnung des Städtischen und der mit ihm verknüpften kapitalistischen und hetero-patriarchalen Ordnung beruhten, basiert die Logik der lebensstilistischen Landpräferenz eher auf einer Pluralität von unterschiedlichen, aber prinzipiell gleichwertigen urbanen und ruralen Lebensentwürfen. Sozusagen je nach Geschmack bevorzugt die eine eben einfach diesen und die andere jenen Lebensstil. Diese Vielfalt lesbischer (und auch schwuler) Lebensweisen trat seit den 1980er Jahren immer mehr in den Vordergrund. Die Wahl

⁴⁸ Frau Fischer, Int. 2, Seq. 549.

⁴⁹ Frau Voss, Int. 2, Seq. 847.

⁵⁰ Frau Jansen, Int. 2, Seq. 1075.

⁵¹ Frau Jansen, Int. 2, Seq. 1075.

⁵² Gammerl (wie Anm. 6), S. 165.

zwischen dem „Lebensstil“ einer „Großstadtlesbe“ oder dem einer „Provinzlesbe“, hieß es 1984 in der Zeitschrift *LesbenStich*, müsse letztlich jede selbst treffen.⁵³

Gleichzeitig traten jedoch die Mobilität zwischen Land und Stadt sowie Mittelstädte und andere sowohl rural als auch urban geprägte Räume immer mehr in den Vordergrund, die es den Einzelnen erlaubten, die Vorzüge des Landes mit den Annehmlichkeiten der Stadt zu kombinieren. In diesem Sinn konstatierte ein anderer *LesbenStich*-Artikel aus dem Jahr 1984, dass sich gerade mittelgroße Städte, wo weder Großstadtanonymität noch Kleinstadtisolation drohten, bei lesbischen Frauen immer größerer Beliebtheit erfreuten.⁵⁴ Aus genau diesem Grund ließen sich mehrere meiner Gesprächspartner_innen in Orten mittlerer Größe nieder, häufig nachdem sie sich aus dem aktiven Berufsleben zurückgezogen hatten.⁵⁵ Mit dieser Tendenz zur Verknüpfung des Ruralen und des Urbanen folgen solche geo-biographischen Muster allgemeineren gesellschaftlichen Entwicklungen wie der Sub- oder der Periurbanisierung, welche die Grenzen zwischen Land und Stadt zunehmend verwischten.⁵⁶

Diese Dynamik trug zusätzlich zur Verbreiterung des Spektrums von Lebensstiloptionen bei, die frauenliebenden Frauen zur Verfügung standen. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts bestimmten individuelle Vorlieben und lebensphasenspezifische Bedürfnisse zunehmend die Wahl eines bestimmten Wohnorts. Anders als bei landlesbenbewegten oder generell bei im emphatischen Sinn aussteigerischen Entscheidungen für das Leben auf dem Land stand nun nicht mehr die Selbstverwirklichung im Sinne von Selbst- statt Fremdbestimmung im Zentrum. Stattdessen verhalf das Paradigma der lebensstilistischen Präferenz einer anderen Form der Subjektivierung zur Geltung, die die Betonung des Selbst und des selbst Gewollten mit breiteren Prozessen der Individualisierung und der Pluralisierung verknüpfte. Das Streben nach Selbstverwirklichung in diesem Sinn verstieß mithin nicht mehr gegen gesellschaftliche Erwartungen, insbesondere nicht gegen die im späten 20. Jahrhundert immer vehementer propagierte Selbstoptimierung und Flexibilisierung. Vielmehr entsprach das Streben nach der Erfüllung der eigenen Wünsche – sozusagen als selbst gewählte Orientierung an fremdbestimmten Vorgaben – der neoliberalen Aufforderung, auf der Grundlage sich wandelnder individueller Präferenzen immer wieder neu und immer wieder frei zwischen verschiedenen Lebensstiloptionen zu wählen. In diesem Umfeld geriet der Ausstieg als politisch bedeutsamer Schritt, als subversive Abkehr von gesellschaftlich hegemonialen Positionen und Vorstellungen zu einem Ding der Unmöglichkeit.⁵⁷

⁵³ Anni Birkmann: Provinz. Kein lesbisches Eldorado, in: *LesbenStich* (1984), 4, S. 3-4, hier S. 4.

⁵⁴ *Lesbenreferat Münster*: Provinzhauptstadt Münster, in: *LesbenStich* (1984), 4, S. 16.

⁵⁵ Vgl. Benno Gammerl: anders fühlen. Homosexualitäten und Gefühlsleben zwischen Stadt und Land in der Bundesrepublik (1960-1990), unveröffentlichte Habilitationsschrift, Freie Universität Berlin, 2017, S. 439-441. Zur Mittelstadt als bevorzugtem Wohnort bestimmter Gruppen von schwulen Männern vgl. auch Michael Bochow: *Schwules Leben in der Provinz. Zum Beispiel Niedersachsen*, Berlin 1998.

⁵⁶ Vgl. u.a. Clemens Zimmermann: Die ‚Suburbanisierung‘ als Konzept der Stadt-Land-Beziehungen im 20. Jahrhundert, in: Kersting und Zimmermann (wie Anm. 6), S. 55-68. Zur besonderen Bedeutung der Mittelstädte vgl. Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole*, Frankfurt/Main 2010.

⁵⁷ Zur Frage der Unmöglichkeit der Subversion in den 1980er Jahren vgl. Detlef Siegfried: Das Subversive retten. Eine Denkfigur der 1980er, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 65 (2015), 46, S. 13-19. Aus sexualitätenshistorischer und queer-theoretischer Perspektive finden sich ähnliche Argumente bei Sabine Hark und Mike Laufenberg: *Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus*, in: Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher und Angelika Wetterer (Hg.): *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen*, Münster 2013, S. 227-245. Antke Engel: *Des-/Integration politisieren. Dissidente Sexualitäten und eine Politik des agonalen Pluralismus*, in: María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan (Hg.): *Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung*, Münster 2011, S. 175-192.

Ausgehend von der Frage, ob ein Ausstieg aus einer nicht-hegemonialen Position wie der frauenliebender Frauen heraus überhaupt möglich sei, führt die Betrachtung der Landesbewegung mithin zu der allgemeineren Frage, ob man oder frau in pluralisierten Gesellschaften und unter den Bedingungen neoliberaler Flexibilisierung überhaupt noch aussteigen könne. Je mehr die Entscheidung für einen städtischen oder einen ländlichen Lebensmittelpunkt seit den 1980er Jahren zu einer Frage persönlichkeits- oder lebensphasenspezifischer Präferenzen geriet, desto unsinniger wurde es, einen Umzug aufs Land als Aussteigen im emphatischen Sinn, als Absage an ein urbanes, kapitalistisch-patriarchales System zu begreifen. Insofern erlaubt die historische Untersuchung der Landesbewegung als Aussteigerinnen – quasi vom Rand her auf die Mitte zielend – Rückschlüsse auf breitere gesellschaftsgeschichtliche Veränderungen. Hat sich im späten 20. Jahrhundert womöglich eine soziale Struktur etabliert, die die Inszenierung aussteigerischer Verweigerungshaltungen ad absurdum führte?

Für eine Bejahung dieser Frage spricht der Umstand, dass eine ganze Reihe von Unterscheidungen an Bedeutung verlor, die das Ziehen einer klaren Grenze zwischen der respektablen Mitte und dem verfeimten Abseits der Gesellschaft ermöglichten und die damit das Aussteigen strukturieren konnten. Dazu gehört zunächst die Hetero-Homo-Differenz selbst. Während gleichgeschlechtlich begehrende Menschen in der Nachkriegszeit noch unzweideutig als Außenseiter_innen gelten konnten, lief der seit den 1970er Jahren unternommene Versuch, gesellschaftliche Normen in emanzipatorischer Absicht zu brechen, rasch Gefahr, kommerziell oder im Sinne einer flexibilisierenden Ausweitung von Wahlmöglichkeiten vereinnahmt zu werden. Im Ergebnis entstanden so keine Verfeimten mehr, sondern Zielgruppen für besondere Angebote, von der Coming Out Gruppe bis hin zu schwul-lesbischen Kreuzfahrten. Gleichzeitig wurde die Trennung von Stadt und Land immer weniger eindeutig. Das hängt sowohl mit dem infrastrukturellen Ineinander von städtischen und ländlichen Regionen als auch damit zusammen, dass die lange Zeit klare Hierarchie zwischen progressiver Urbanität und rückschrittlicher Ruralität einem gleichrangigen Nebeneinander miteinander kombinierbarer, urbaner und ruraler Lebensstile Platz machte. An dieser Entwicklung hatte die Landesbewegung selbst einen entscheidenden Anteil. Schließlich erschwerte die wachsende Ununterscheidbarkeit von gut-bürgerlichem Milieu und Bohème oder Mainstream und Alternativkultur ebenfalls das Aussteigen als politisch signifikante Geste.

Nun ließe sich allerdings skeptisch fragen, ob nicht auch schon der lesbienbewegte und andere, vermeintlich eindeutig als Ausstieg identifizierbare Entschlüsse zum Leben jenseits der gesellschaftlichen Norm letztlich ihren selbst formulierten Ansprüchen nicht gerecht wurden. War es nicht häufig so, dass sich die anfängliche Radikalität im aussteigerischen Alltag rasch mit dem Eintritt in eine neue Normalität vermengte und dadurch sozusagen ihren Stachel verlor? Oder resultierte der ‚Ausstieg‘ nicht von vornherein weniger aus einer bewusst getroffenen und gesellschaftspolitisch motivierten Entscheidung, sondern vielmehr aus einem Konglomerat höchst heterogener Absichten und Beweggründe, das erst retrospektiv im Rahmen biographischer Selbstkonstruktionen als ein radikaler Schritt gedeutet und mit weiterreichender Signifikanz aufgeladen wurde? Aufgrund der Tatsache, dass dieses aussteigerische Selbstverständnis die Konstruktion eines Gegenübers bedingt, also die Herstellung einer vermeintlichen Normalität, von der sich die Aussteiger_innen abgrenzen,

provoziert diese Überlegung eine weitere Frage: War die bundesrepublikanische Gesellschaft der späten 1970er und frühen 1980er Jahre tatsächlich (noch) so sehr von hetero-patriarchaler Unterdrückung und kapitalistischer Ausbeutung geprägt, wie es das landlesbenbewegte Narrativ nahelegt? Diese Frage kann hier nicht geklärt werden, aber die Vermutung liegt nahe, dass aussteigerische Projekte generell dazu neigen, die gesellschaftliche Normalität, von der sie sich distanzieren, wenn nicht verzerrt, so doch zumindest überspitzt darzustellen. Wenn diese Annahmen zutreffen, dann war das Aussteigen schon immer komplexer und prekärer, als es der klassisch-moderne Topos des Aussteigers auf den ersten Blick nahelegt. Insofern war die Hinterfragbarkeit der Radikalität aussteigerischer Gesten im späten 20. Jahrhundert nicht unbedingt ein Novum. Aber diese Ambivalenzen traten nun immer deutlicher zutage, so dass sich der prekäre Charakter des Ausstiegs letztlich zur Unmöglichkeit verfestigte.

Im Kontext dieser breiteren historischen Entwicklungen kann die Landlesbenbewegung einerseits als Effekt früher einsetzender Prozesse gelten. Die gesellschaftliche Liberalisierung, die infrastrukturelle Verquickung von Stadt und Land und die allmähliche Entstigmatisierung des gleichgeschlechtlichen Begehrens gehören zu den Voraussetzungen, die es den Frauen zuallererst ermöglichten, sich als Lesben auf dem Land niederzulassen. Andererseits kann die Landlesbenbewegung jedoch auch als Katalysator von Entwicklungen wie Pluralisierung und Flexibilisierung betrachtet werden, die erst später voll zum Tragen kamen. Als Wegbereiterinnen der Vorstellung, dass Individuen frei und immer wieder neu zwischen verschiedenen Lebensstiloptionen wählen können und sollen, treten Landlesbenprojekte vor allem dort in Erscheinung, wo sich individuelle Initiativen zu institutionell verankerten Einrichtungen weiterentwickelten, die eher dem Streben nach Selbstoptimierung entsprachen als dem aussteigerischen Wunsch nach Selbstbestimmung. Frau Fischer arbeitete nach ihrem Auszug aus der Landlesben-WG in einem Frauenseminarhaus, das sich in genau diesem Sinn von seinen autonomen Wurzeln entfernt und die Gestalt eines kommerziell operierenden Unternehmens angenommen hatte, das Bildungs- und Freizeitangebote für Frauen organisierte.

Die Landlesbenbewegung kann mithin als Teil sowohl der letzten Blüte als auch des beginnenden Verfalls der Figur der Aussteigerin gelten, bevor der Siegeszug von Flexibilität, Pluralität und Singularität den bewusst vollzogenen und gesellschaftspolitisch signifikanten Schritt ins gesellschaftliche Abseits endgültig unmöglich machte. Bilden, so ließe sich abschließend fragen, kreative und unkonventionelle Post-Aussteiger_innen seither den neuen Mainstream? Sind sie Prototypen einer neuen Form des Machtausübens und des Wirtschaftens in ‚offenen‘ Gesellschaften? Wie auch immer die Antworten auf diese Fragen ausfallen, die historische Betrachtung der Landlesbenbewegung verweist auf die Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit aussteigerischer Projekte im späten 20. Jahrhundert. Dieser Komplexität sollte eine Zeitgeschichte des Exits gerecht werden.